

41] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Brévine dankte einen Teil seiner Erfolge der gründlichen Erkenntnis der Verhältnisse. Hier hatte er wieder einmal den richtigen Ton getroffen; im Gegensatz zu der kirchlichen Strenge seines Gegners mußte seine etwas alltägliche, zweifellos übertriebene Nachsicht, die sich aber den menschlichen Schwächen anpaßte, diesen selbst unvollkommenen Menschen gerecht erscheinen. Sie schwächte die Feierlichkeit der vorübergehenden Rolle der Geschworenen ab und führte sie auf das Niveau ihrer täglichen Gewohnheiten, ihrer sonstigen sittlichen Betrachtungen zurück. Was man ihnen von Vermantes gezeigt hatte, schien nichts, was für einen Verbrecher bezeichnend gewesen wäre: denn fast jeder im Saal hätte in den gleichen Verhältnissen ohne Skrupel ähnlich gehandelt. Der sonst vorichtige Klösterli erinnerte sich an seine unglaubliche Verschwendung, als er sich eines Tages Geschäfte halber in Paris aufhielt. Durnant und Souzier waren beide Witwer, weder der eine noch der andere hatte der Verstorbene während des Trauerjahres die Treue bewahrt. Oberst Ollmont gedachte eines Streiches, den die Nachsicht seiner Frau ihm, dem Vierzigjährigen, verziehen hatte, und der im Grunde nicht entschuldbarer war als das, was man Vermantes vorwarf. Dieser indirekte Appell an die Bescheidenheit gestattete Brévine, auf günstigerem Boden über die Zeugenaussagen zu diskutieren. Zuerst zitierte er Nutors Geständnis, daß selbst die belastendsten der Vernehmungen keinen bestimmten Beweis gegeben hatten. Dann wählte er unter den Argumenten des Staatsanwalts „das auffälligste, das beunruhigendste, das unser Gegner selbst so bezeichnete“, die Verirrung der Kugel, und er lehnte diesen Beweis mit amüsanten Bonhomie ab.

„... Ich kenne die Lieblingszerstreuungen des Herrn Staatsanwalts nicht, aber ich könnte eine Wette eingehen, daß er weder Jäger noch Schütze ist? ...“

Ueber Nutors Gesicht glitt der Schatten eines zustimmenden Lächelns.

„... denn wenn er Jäger oder Schütze wäre, so wüßte er, daß alle Ungeschicklichkeiten möglich sind, die unwahrscheinlichsten, die unglücklichsten.“

Er erzählte zwei erstaunliche Geschichten von daneben treffenden Kugeln, und diese Erzählung brachte einige heitere Momente in das düstere Drama. Dann kam er auf die von Nutor ausgeführten Einzelheiten zurück und betonte ihre Unrichtigkeit. Er sagte: Wenn die Anklage auch noch so schonungslos alles ans Licht zerrt, sie kann am Ende nur lauter Nullen addieren: also unmöglich, eine Rechnung aufstellen. Der Staatsanwalt sei außerstande gewesen, die Tat zu beweisen — „das heißt, meine Herren Geschworenen, und ich bitte Sie, darauf zu achten, daß er das Einzige, worauf es ankommt, nicht beweisen kann. Dann hat die Anklage versucht, den indirekten Beweis außerhalb des Unfalls zu suchen. Der Indizienbeweis, wenn es sich um den Kopf eines Menschen handelt! Der Indizienbeweis — das flüchtigste, ungewisseste, ungreifbarste, was es gibt ... Aber auch dieser war der Anklage so vollständig mißlungen, daß der Herr Staatsanwalt „in seiner prächtigen Offenheit“ es ganz klar zugegeben hat: was ihn übrigens nicht hinderte, einige andere schwere Verdächtigungen auszusprechen. So hat er die Frage aufgeworfen, ob Vermantes seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem General kannte oder wenigstens vom Vorhandensein des Testaments etwas wüßte. Er hatte die vollkommen unhaltbare erste Hypothese aufgegeben, um die zweite als sicher zu erklären. Aber war die eine ohne die andere möglich? Wie wollen Sie erklären, daß der General Vermantes gesagt haben soll: „Du bist mein Erbe, meinen Neffen, die ich gerne habe, zum Nachteil“, ohne ihm das übrige zu enthüllen? Hat die erschütternde Aussage von Luise Donnaz nicht gezeigt, wie weit die Sorge um sein Geheimnis ihn trieb — dieses Geheimnis, das er mit in das Grab nehmen wollte? Nur Altersschwäche hätte eine Erklärung dafür sein können, daß er seine Ansicht änderte, aber er war so rüstig, daß er auf der Jagd den ermüdendsten Posten

wählte, der kräftige Muskeln, ausdauernde Glieder, ein gutes Auge und die Kraft der Jugend erforderte ... Aber schon früher hatten die beleidigendsten Vermutungen die vornehme Freundschaft dieser beiden Männer zu beschmutzen versucht. Hatte die öffentliche Bosheit nicht versucht, Vermantes und die Frau seines Wohltäters schuldiger Beziehungen zu bezichtigen? Hier sah man wieder einmal den gewöhnlichen Gang der grundlosen Verleumdung, die einmal entfesselt ihre unvergänglichen Schatten zurückläßt: diese aus der Luft geholte Lüge sollte wie ähnliche andere als Beweis dienen und hatte zum Teil dazu beigetragen, Vermantes mit Verdächtigungen und Schmähungen zu bewerfen.“

Brévines Worte reinigten die Atmosphäre; nachdem er die Geschworenen und die Richter wieder auf das gemeinsame Niveau zurückgeführt hatte, indem er sie an ihre Stellung als Menschen erinnerte, erhöhte er das des Angeklagten und der Zeugen, der Helden des Dramas, und schuf dadurch den gleichen Boden für alle. Er stellte dadurch jenen Grad von menschlicher Verwandtschaft wieder her, der die Ähnlichkeit aller stärker hervortreten läßt und die Söhne Adams einander nähert, je nachdem sie Cain oder Abel gleichen.

Die warme Stimme, der leichte Vortrag, der ernste Ton verdoppelten die Kraft der Rede, die bald überzeugend, bald zweifelhaft waren. Ihre Liden verschwanden unter der Fülle der Gegengründe. Die Argumente sprudelten, ohne gesucht zu sein, natürlich, klar und vernünftig heraus, und Nutors gelehrte Rede zerbröckelte wie Gips unter Hammerschlägen. Als er den Antrag des Staatsanwalts genügend zerstört hatte, ging Brévine zur Offensive über, und hier fühlte er sich noch sicherer. Ein Prozeß, in dem er jemand angreifen konnte, schien ihm halb gewonnen. So warf er sich mit seiner ganzen Kraft auf d'Entraque.

„... Weshalb soll ich mich damit aufhalten, diese Phantome zum Schweigen zu bringen? Sie haben alle gesehen, meine Herren Geschworenen, daß nicht der leiseste Beweis gegen Vermantes besteht. Ich erinnere Sie daran, daß der Herr Staatsanwalt sich eine Pflicht daraus machte, es anzuerkennen. Sie haben alle gesehen, daß das Phantom der Mutmaßung sich wie ein Schatten vor dem einströmenden Lichte der Vernunft verflüchtigt. Weshalb sitzt also Vermantes auf der Anklagebank? Wie ist er so weit gekommen? Durch welchen tragischen Irrtum, durch welche beklagenswerte Verirrung? Wir kommen nun zum Hauptpunkt des Prozesses: der Aussage des Herrn Grafen d'Entraque. Unser Gegner hat sie widerrufen. Aber genügte es, sie zu widerrufen? Nein, meine Herren, denn sie beherrscht den Prozeß. Fällt sie fort, dann bleibt nichts mehr übrig. Unglücklicherweise ist es unmöglich, sie zu übergehen: Sie war da. Sie ist es nicht mehr, aber ihre Spuren sind zurückgeblieben, und ich würde die hohen Interessen, die ich zu wahren habe, verraten, wenn ich diese Aussage mit Stillschweigen übergebe.“

Er brandmarkte die gemeine Lüge, „eine feigere Rache als Gift oder Vitriol“, und er stellte dem niederträchtigen Benehmen des Mannes das der Frau gegenüber, die zweifellos schuldig war, aber durch ihren Heroismus eine Schuld gesühnt hatte, die sie vielleicht mit ihrem Leben bezahlen muß. Dann ging er wieder auf die Aussagen von Herrn Châtel und Herrn Labaux zurück, und zeigte, wie wahrscheinlich es war, daß d'Entraque ihnen die Wahrheit gesagt hatte, weil er sie gleich nach dem Unfall, in der Hitze der ersten Erregung gebrochen hatte, ohne die Worte zu wägen, so daß man ihnen glauben konnte und mußte. Diese Worte hätten letzten Endes zur Aufklärung der Lügen und Verleumdungen beigetragen!!

Brévine erklärte, daß er gar nicht daran dachte, eine Bitte um Bewilligung milderer Umstände zu stellen, klar und einfach verlange er die Freisprechung!

„... Der geschätzte Vertreter der Anklage hat Ihnen, meine Herrn Geschworenen, gesagt: „Sehen Sie diesen Mann, sehen Sie seine Niederge schlagenheit! Die Gewissensbisse erdrücken ihn!“ Nein, meine Herren, es ist das Unglück! Eine solche Verkettung von Unglücksfällen, wie die Einbildung sie sich kaum vorstellen kann! Wollen Sie, daß er diesem entfesselten Schicksal feck die Stirn bietet? Wächten Sie, daß er eine ruhige Seele hat, lächelnde Lippen, nachdem er die Qualen neunmonatiger Haft ertrug, nachdem er das Zu-

Sammenstürzen seines Werkes und seiner Mühe sah? Nachdem er vor drei Tagen erfahren hatte, daß es sein Vater war, den er durch ein verhängnisvolles Unglück getötet? Nachdem er gestern, als man ihn in sein Gefängnis zurückführte, die zwei Schüsse hörte, deren Opfer er erriet? Wenn Sie ihm die Freiheit zurückgeben, meine Herren Geschworenen, machen Sie nichts von der ihm zugefügten Ungerechtigkeit aus: Sie sehen damit dem blinden Eigensinn des Schicksals, das ihn so grausam verfolgte, die ruhige Würde der menschlichen Gerechtigkeit entgegen, die nur danach strebt, der Wahrheit den Sieg zu geben.

Einige Beifallsbezeugungen wurden laut, und einige „Still!“. Herr Motiers de Fraisse gebot Ruhe. Nach den gewöhnlichen Ermahnungen an die Geschworenen trat eine Pause ein.

23. Kapitel.

Langsam leerte sich der Saal. Nur die Logen blieben besetzt, weil niemand hinauszugehen wagte, aus Furcht, seinen Platz einzubüßen. Die Zuhörer harrten aus in der verpesteten Luft, in der drückenden Hitze vor dem leeren Prätorium, in dem einige Gerichtsdiener im Vorbeigehen mit ihren langen Röcken Staubwolken aufwirbelten. Um die Zeit zu töten, wechselte man Höflichkeiten und machte schlechte Witze. Wie die Klänge eines Orchesters, in dem während der Pause jedes Instrument einige Noten spielt, ging alles durcheinander.

Chaussy verließ seinen Platz auf der Journalistentribüne und wurde von Valens und Monjorat festgehalten. Dieser versuchte mit Rücksicht auf die naheliegenden Kinder von Vermautes seine Stimme zu dämpfen und sagte:

„Sie sprechen ihn frei, lieber Freund! Seit gestern nach dieser Szene ist es klar.“

Chaussy protestierte, seine scharfe Stimme klang wie die Töne eines verstimmtten Klaviers:

„Das werden sie nicht wagen!“

Wie gewöhnlich spielte er sich auf: wenn er sich irrte, lag er, beharrte er auf seinem Irrtum und gestand die Wahrheit nicht ein. Das war seine Methode. Er hatte schon schlimme Beiten durchgemacht, furchtbare Angriffe erlitten. Schon zehnmal glaubte man ihn durch schmierige Geschäfte, die andere vernichteten, zu Boden gerissen. Er tauchte immer an der Oberfläche empor, und man sagte von ihm: „der zieht sich aus jeder Schlinge“. Das war richtig. Seine Feinde verzehnfachten seine Kräfte, ihr Haß beschützte ihn. Damit alle Umstehenden ihn hören konnten, schrie er laut, und seine Stimme drang bis zu Onkel Marner hin:

„Sie möchten ihn alle gern freisprechen, diese Kerle, denn sie sind alle für ihn. Der Präsident, die Beisitzer, dieser Schwärmer von Staatsanwalt, bis zum Schreiber, der immer brummelte, wenn er die schlimmsten Stellen der Anklage vorlas. Aber der Beweis ist da, und die Geschworenen werden den anderen nicht folgen.“

In dieser Weise sprach er weiter, so kategorisch und schneidend, daß Monjorat nicht mehr zu widerprechen wagte. Valens machte Bewegungen mit dem Kopf und wiederholte hm, hm; man wußte nicht, stimmte er zu oder meinte er das Gegenteil. Die Leute bewunderten Chaussy.

Brévine drückte diesem und jenem die Hand, und es wurden ihm Komplimente gemacht. „Wundervoll, Herr Rechtsanwalt! . . . Prätig! . . . Welche Logik! . . . Welche Form! . . . Nie waren sie so packend!“

Eine kleine aufgepuzte, nach Parfüm duftende Dame sagte ihm:

„Himmel, sind Sie geistreich gewesen!“

Eine alte Dame kniff die Lippen zusammen, als ob sie ein zu kaltes Stück Eis verschluckt hätte:

„Sie waren heute wirklich prächtig . . . wirklich wundervoll!“

In dem reizenden Lächeln von Frau Aurora Winkelmann war eine kleine Spur Melancholie.

„Nie werden wir Frauen so sprechen! Nie! In der Geschichte gibt es kein Beispiel einer beredsamen Frau!“

„Aber geschwätzigere Frauen hat es gegeben,“ warf Jean Vogis, der vorbeiging, dazwischen.

„Das ist ein schlechter Erlass,“ erwiderte sie. Und sich wieder zu Brévine wendend, fügte sie hinzu:

„Wir tun unser bestes! Aber leider, wir plaudern, wir sprechen nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Als ein Junges aus dem Nest sollte.

Von Maria Sandel.

Wenn Vater Mansson am Samstag ein Fünfronenstück zur Miete zurücklegte, die für eine einzige Stube sechzig Kronen im Vierteljahr betrug, blieben ihm von seinem ganzen Wochenlohn noch sieben Kronen und fünfundsiebzig Öre. Die letzteren behielt er zu Tabak und Dünnhier für sich, zwei Kronen gingen zunächst ab für die Krankenkasse, die Zeitung, den Arbeiterverein und der Rest davon meist für eine Diste zugunsten eines notleidenden Kameraden. Mlieben also fünfzehn Kronen übrig, und diese übergab er Mutter Martha rauben Arbeitshänden. Aber die Familie bestand aus acht Köpfen, die hierbon sieben Tage leben sellten.

Ja, da könnte man wohl graue Haare bekommen vor Sorge — aber Mutter Martha hatte sich statt dessen zu einem Genie entwickelt. Ganz und rein hielt sie ihre Familienmitglieder, außer war das Zimmer, Armenunterstützung konnte man hier nicht — bis auf Schuße für die beiden, die zur Schule gingen — und Schulden hatte man auch nicht. Aber dafür hatte sie auch kaum eine Minute für sich selbst, von fünf Uhr morgens — wo sie vor dem Bäckerladen stand, um altes Gebäud zu kaufen — bis abends spät. Und mit der Nachtruhe ward es auch nicht viel, denn das Kleinste, ein hungriges Mägdlein, tat gar oft mit schriller Stimme seine Unzufriedenheit kund, wenn seine Eschlut nicht sofort befriedigt wurde. Wahrlich, Mutter Martha hatte es schwer, und ich fürchte daher, Mißtrauen zu begegnen, obwohl ich die lautere Wahrheit spreche, wenn ich erzähle, daß sie stets bei guter Laune war, daß sie bei ihrer Tätigkeit leise zu singen pflegte und ihren Viedervorrat sogar vermehrte. Wunderbar war es, aber das Geheimnis lag vielleicht darin, daß Vater Mansson ihr ein treuer Helfer war und keineswegs seine Ansicht verbarg, daß er die prächtigste Frau der Welt besitze.

Nun darf man aber keineswegs glauben, daß Martha stets mild war wie ein Westwind. Gehorchte einer von den Sechsen nicht, so packte sie den Schulbigen wie ein Sturmwind, und selbst für die Unschuldigen war es dann am sichersten, sich außer ihrem Bereich zu befinden. Wohl murmelten sie bei solchen Gelegenheiten etwas von Ungerechtigkeit — aber dennoch — Mutter, Mutter, Mutter! Sie war das A und O für die kleine Schar, bis auf Majten, die den Vater über alles und alles liebte.

Nun geschah es aber, daß jemand, der glaubte, diese Last übersteige die Kräfte der Eltern, sich erbot, einem von den Sechsen einen Platz im Kinderheim zu verschaffen. Niemand konnte leugnen, daß das eine nicht zu verschmähende Hilfe wäre, denn wie die Sache nun lag, bekam nur der Vater Mutter zum Brot, und Martha gab sorgsam acht, daß auch nicht zu viel von dieser Bekerei in den Läckern seines Frühstücksbrotes haften blieb. — Aber welches der Kinder? Welches? Diese Frage hatte man beständig von sich gewiesen; doch nun war die Bedenkzeit fast abgelaufen — es galt also, sich zu entscheiden.

Auf dem Tisch stand die Lampe und verbreitete ihr gemüthliches Licht. Alle Kinder schliefen. Weiße Laten und bunte Flickendecken leuchteten aus allen Winkeln, und die Atemzüge der Schlafenden erfüllten die warme Stube mit einem schwachen Säusen. Mutter Martha war still am Herd beschäftigt; es ging ihr heute abend alles so langsam von der Hand, und mehr als einmal ließ sie das Handtuch sinken, um sich mit unklaren Blicken im Zimmer umzuschauen. Aber als sie endlich den Kochtopf gesäubert und den Lappen zum Trocknen aufgehängt hatte, trat sie zu Mansson, der mit einem Vereinsblatt in der Hand am Tisch saß.

Er blickte auf, und beider Augen ruhten bekümmert ineinander.

„Nimm die Lampe, Du“, sagte er leise, stand auf und ging, von ihr gefolgt, zum Sofa, der Lagerstätte Hjalmar's und des zehnjährigen Sven.

Martha ließ den Lichtschein auf ihren Erstgeborenen fallen. Er war sicherlich eingeschlafen, sobald sein Kopf die Kissen berührt hatte, denn das Laten, das diese in Ermangelung von Kissenbezügen bedeckte, lag so glatt, wie die Hände der Mutter es darüber gebreitet hatten, und auf diesem straffen Weißzeug zeichnete sich scharf sein sonnengebräuntes Knabenantlitz ab. „Ein kleiner Mann,“ dachte der Vater und ließ den Blick auf den allklugen Zügen und den etwas eingefunkenen Wangen haften, „der sich schon seiner zukünftigen Stellung im Leben bewußt ist und die Härte des Daseins kennt, der aber noch spielen kann und ein gut Teil Eulenspiegelerei im Sinne hat,“ fügte er hinzu, als plötzlich die Finger des Schlummernden sich spreizten und ein Lächeln seine Lippen umspielte.

Aber die Mutter dachte dazwischen an ganz andere Dinge. Sie sah das Hemd ihres Knaben — ach, wie ausgewachsen es war! Die Ärmel hörten gleich unter dem Ellenbogen auf, und durch den fadenförmigen Stoff sah man seine schwächliche Brust. „Hier ein Stück ansehen, dort zwei, und einen Flicker an den Bund,“ dachte Mutter Martha, „so kann er es noch eine Weile tragen, und dann erbt es Sven.“ Aber da erinnerte sie sich plötzlich, warum sie hier stand, und warf ihrem Mann einen kurzen, ängstlichen Blick zu.

„Er ist schon so groß und verständig, er wird sich vielleicht am besten dazu eignen,“ sagte dieser langsam und zögernd.

Sie verstand gar nicht, daß sein Ton ordentlich um Widerspruch bat. Sie war Feuer und Flamme.

Hjalmar! Hjalmar von mir geben? Wohin denkst Du? Ihn,

nach dem wir uns so gesehnt haben? Du warst ja ganz närrisch vor Freude, als er kam und so lieb war. Erinnerst Du Dich, wie Du gingst und eine Menge Sachen für ihn kauftest und dem armen Würschchen Stiefel brachtest, als er erst vierzehn Tage alt war? Und nun willst Du ihn fortgeben? Hast Du denn kein Herz? Doch in milderem Tone fuhr sie fort: „Ach, Du weißt nicht, was das heißt, der Erstgeborene, der so mitten in das junge Glück hineinkommt, über den man so erstaunt und froh ist und sich so wichtig vorkommt, mit dem man schwacht und den man liebt. Wenn man so stolz ist, daß man glaubt, etwas voraus zu haben vor allen anderen, und sich so reich — o, so grenzenlos reich fühlt — sie suchte nach Worten, fand aber keine. Statt dessen seufzte sie glücklich, zog die Decke fester um ihren Buben und sagte mit einer Nuance verächtlichen Mitleids im Ton: „Es hat keinen Sinn, Dir dergleichen zu erklären. Männer verstehen kein Jota von unseren Dingen. Laß uns nach Eben sehen!“

Er ließ die Beschuldigung seines Geschlechts ohne Anmerkung über sich ergehen und suchte nach Eben, der mit den Füßen gegen Gjalmar lag, in eine Hülse von Betten eingewickelt.

„Woher wir den Burschen haben“, sagte er und legte ihn neben Gjalmar. „Nicht einen Zug hat er von uns, mit seinen roten Haaren und der Stülpnase.“

„Wie Du redest! Sein Haar ist goldblond“, meinte die Mutter. „Und so klug ist er! Der Junge wird was Großes, Du wirst es sehen... Ach, wenn man doch Geld hätte, dann könnte er studieren! Aber das ist ja wohl unmöglich.“

Mansson ergriff die Gelegenheit, ihr für den Seitenhieb von vornhin einen Stich zu versetzen und sagte nachdenklich:

„Vielleicht vom Kinderheim aus...“

„Anstaltskinder sind stets wie Kartoffelklöße ohne Pfeffer und Salz“, schnitt sie bestimmt ab, „das weißt Du ja.“

„Nein, ich kenne ein Beispiel fürs Gegenteil.“

„Ja, ein weißer Kabe... Aber könntest Du ihn entbehren, sag?“ fragte sie eindringlich.

„Nein. Ich sagte es nur aus Spaß“, beruhigte er sie. „Im übrigen sammeln wir ja Sparmarken für ihn. Wir hoffen ja doch im stillen bei all unserm Almühen, daß er einmal seine Gaben wird entwickeln können. Denn er hat welche, Du! Primasorte.“

Sie bestätigte es mit einem stolzen Nicken, worauf beide quer durch das Zimmer zu einem Sofadedel gingen, der auf mehreren Stühlen lag.

„Der arme Kleine, wie mager er ist“, sagte die Mutter beim Anblick der durchsichtigen Waden des Kindes.

Mitleidig betrachtete ihn der Vater.

„Ich glaube, sein Rücken wird immer schlimmer“, sagte er. Die Mutter heftete ihren Blick auf den scharfen Bogen, der unter der Decke hervorprang. Nach einer Weile richtete sie sich auf und wischte die brennenden Tropfen aus den Augen. Sie hob warnend die Hand, denn die bläulichen Augenlider des Knaben zuckten unruhig, und mit leisen Schritten schlichen sie beide in den Winkel, der von dem gustavianischen Bett und der Wand gebildet wurde. Da waren Rajten und Görans gebettet.

„Gehen wir erst zu Görani!“ bat Martha und hielt ihren Mann am Hemdsärmel fest, denn er war im Begriff, sich nach dem Bettende einzuklemmen, um seinem Mädchen näher zu kommen. Sie ließ das Licht voll auf den runden Lockenkopf fallen. „Ist er nicht lieb?“

„Ein Prachtbengel“, sagte der Vater und streichelte Görans apfelrunde Waden.

„In dem Kinde ist nichts Schlechtes“, beteuerte die Mutter. Und so behilflich ist er mir schon! Er holt ein, er mahlt Kaffee, er sieht nach dem Kleinsten, und wenn ich abwasche, trocknet er die Tüffel und bewahrt sie im Schrank. Ich band ihm neulich meine Küchenschürze um, und eins, zwei, drei lag er da, denn sie wickelte sich um seine kurzen Beinchen. Ich mußte ihm zu Hilfe eilen, allein wäre er kaum wieder hochgekommen, so dick wie er ist. Und denke, erst fünf Jahre!“

„Ich glaube wirklich, Du liebst ihn am meisten von allen. Er ist ja gar nicht unser.“

„Daran denke ich nie. Und er hat ja nun niemanden außer uns. Ihn können wir nicht fortlassen.“

„Da hast Du recht“, stimmte er ein und nahm einen langen Schritt über das Bett. So war er nun endlich beim Rajten, und da hätte man Vater Mansson sehen müssen. Seine braunen Augen lachten und leuchteten vor Zärtlichkeit.

„Rein Ebenbild“, dachte er und ließ den Blick auf der Keinen Gestalt ruhen, auf den kräftigen, kleinen Fäusten und den dunkelbraunen Locken, die in wilder Unordnung über das Kissen fielen. Er betrachtete das feste Stumpfnäschen und erkannte sich selbst in dem Grübchen im Kinn, dem tropigen Mund und der feinen Linie der Augenbrauen. „Ganz ich selbst“, versicherte er sich nochmals und beugte sich herab, um sich richtig spiegeln zu können. Und als da zwei niedliche Grübchen in den Wangen des schlafenden Kindes erschienen, da des Vaters Bart es kitzelte, erkannte er auch diese wieder und konnte in seinem Stolz es nicht unterlassen, seinen langen Bart beiseite zu schieben und seinem Herzenskind einen Schmauß zu geben.

„Was hat sie in der Hand?“ fragte er plötzlich. Die Mutter suchte in den geschlossenen Fingern des Kindes.

„Haare“, sagte sie.

„Woher hat sie die?“ meinte er erstaunt. „Es sieht aus, als wären sie aus Ebens Schopf. Hast Du nicht gesehen, daß sie vorhin bei den Buben auf dem Sofa war und Räuber spielte? Sie ist furchtbar wild. Du verwöhnst sie aber auch über alle Maßen. Sie müßte fortkommen.“

Aber Mutter Marthas Vitanei verhalte ungehört, so versunken war der Vater in den Anblick seines Schafes. Und sie hatte noch eine lange Weile Zeit zum Nachdenken. In ihrer Erinnerung erwachten all die unzähligen, ärgerriseregenden Angelegenheiten Majkens, ihre durch sie verursachten Unannehmlichkeiten mit Nachbarn und Verwandten, ihr Eigensinn, ihr Trotz, ihre ungläubliche Fähigkeit, ihre Sachen zu zerreißen und zu beschmutzen.

„Wie dieses Kind alle tyrannisiert — und dabei versteht, sich beliebt zu machen...!“ Sie mußte lachen, eine alte Geschichte fiel ihr ein.

„Ja, ja“, sagte sie plötzlich zu ihrem Mann, der noch immer Majkas Hand hielt, „sie braucht Deine Hilfe gegen die Brüder nicht. Sonst versprachst Du, sie zu verteidigen, wie Du Dich wohl erinnerst.“

„Nein, wie war das?“

„Nun, als sie eben geboren war, sagte meine Schwester zu Dir: „O, es ist ein Mädchen! Armes Kind, das mit drei großen Brüdern fertig werden soll!“ Da antwortetest Du: „Das hat keine Gefahr! Mit meinen Fäusten werde ich sie verteidigen.““

Mutter Martha bekam einen freundschaftlichen Kniff in die Hüfte, daß sie beinahe die Lampe hätte fallen lassen, und sie lachten beide. Aber dann kamen ihre Gedanken von vornhin wieder.

„Sie ist eine richtige Wilde und müßte fortkommen. Was meinst Du? Man könnte sie ja wieder nach Hause nehmen, wenn...“

Sie hielt plötzlich inne, denn sie merkte, wie er den Kopf zurückwarf und wie seine Hand den Bettrand umklammerte.

„Nein“, sagte er kurz. Der Ton gefiel ihr nicht, und sie sammelte sich zum Angriff. Aber er kam ihr zuvor.

„Raffen hergeben! Wenn sie vielleicht wirklich mal ein bißchen unartig ist, so denke daran, wie sie es nachher bereut, und wie lebenswürdig sie dann ist.“

Der Blick der Mutter war plötzlich eitel Sonnenschein. O, die Küsse dieses warmen Mundes, das tränenüberströmte Gesichtchen, das Versprechen, es „nie, nie wieder“ zu tun. All das sah sie deutlich vor sich, das lange Schluchzen und die plötzliche Heiterkeit, die ganz wilde Freude der Bisherin...

„Nie mehr könnte ich einen frohen Tag haben, wenn sie fort wäre“, sagte die Mutter weich. „Nun ist nur noch eins übrig. Sieh her.“

Das Kleinste lag völlig wach im Bett und sog an seinem Daumen.

Die Mutter stellte die Lampe auf den Tisch, nahm das Kind auf. „Das hier“, sagte sie und führte das weiche, kleine Händchen, das unbeholfen in die Luft griff, wieder und wieder an ihre Lippen. „Könnte mir nicht einmal die Kaiserin nehmen. Wie fangen wir's an?“

„Ja, Du hast wohl kaum noch einen Noth auf dem Leib“, meinte er.

„Ich will mich bei dem „Dufel“ an der Ede nach etwas Altem umsehen. Schlimmer ist es mit Dir und dem Essen. Das ist zu knapp und zu schlecht für Dich, der so streng arbeiten muß.“

„Ach, Unfinn, ich werde schon fertig“, sagte Mansson, ein unverbesserlicher Optimist, spie in die Hände und schlug sie zusammen.

„Die Kinder behalten wir.“

„Jedes einzige“, stimmte die Mutter ein und drückte das Kleine an sich, daß sein rosiges Gesichtchen ganz in der weichen Brust verschwand. Dann streckte sie dem Vater die freie Hand hin, und die beiden arbeitstüchtigen Fäuste fanden sich in einem festen Drud.

(Uebersetzt von Ahea Sternberg.)

Die Möhnetalsperre.

Am Sonnabend ist nach 5jähriger Bauzeit die gewaltige Möhnetalsperre bei Blinne in Westfalen eingeweiht worden. Dieses beachtenswerthe Ereignis konnte sich sogar ohne die zunächst in Aussicht gestellte Anwesenheit Wilhelms II. vollziehen. Die Talsperre ist ein Jahr vor dem vertraglich festgelegten Ablieferungstermin fertiggestellt worden. Der ausführenden Firma wurde hierfür eine große Summe als Extrabergütung in den Schoß bewilligt, an der die zahlreichen Arbeiter natürlich keinerlei Anteil haben.

Die Möhnetalsperre ist eins der bedeutendsten Bauwerke unserer Zeit. Der Steinhalt beträgt 130 Millionen Kubikmeter. Mit diesem ungeheuren Steinhalt ist die Sperre zurzeit die größte Europas, wenngleich sie auch in einigen Jahren durch die im Bau begriffene Edertalsperre mit 202 500 000 Kubikmeter überholt sein wird. Von der gewaltigen Ausdehnung der Sperre macht man sich erst dann eine Vorstellung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Stausee eine Fläche von 1016 Hektar bedeckt. Das Sperrgebiet hat eine Länge von 10,5 Kilometer für das Möhnetal und eine Länge von 5 Kilometer im Gebetal. Das Niederschlagsgebiet der Möhnetalsperre dehnt sich über 416 Quadratkilometer aus. Durch den

Vau der Mähnetalsperre wurden einige Ortschaften vom Boden fortgesetzt, nicht weniger als 148 Gebäude mußten niedergelegt werden.

Die Mähnetalsperre ist von dem Ruhrtalesperrverein erbaut, der sich um den Bau von Talsperren in Westfalen große Verdienste erworben hat. Die neuerbaute Talsperre liegt in dem historischen Gebiet der Talsperren. Unter Mitwirkung des Ruhrtalesperrvereins sind seit dem Jahre 1898 in der Gegend von Lüdenscheld, Schwelm, Haspe, Meisebe, Dählerbrück, Pleitenberg und Wolme neun Talsperren erbaut worden. Der von Jahr zu Jahr zunehmende Wassermangel, namentlich in den Industrie-Großstädten, hat in erster Linie den Gedanken der Errichtung der erwähnten Talsperren ausflommen lassen. Der gesamte Stauinhalt der neuen Talsperre beträgt 32 400 000 Kubikmeter, so daß die Mähnetalsperre allein etwa viermal so groß an Stauinhalt ist wie die übrigen Talsperren des Ruhrtalesperrvereins.

Zur Durchführung des Baues der Talsperre waren gewaltige Vorarbeiten erforderlich. Die bedeutendste dieser Arbeiten war der Bau der gewaltigen Sperrmauer. Bevor man aber an die Ausführung der Mauer herangehen konnte, mußten sowohl die Mähne, als auch die Hebe durch Umleitungsgraben um die Baustelle geleitet werden. Dann wurde die Sperrmauer errichtet, die eine Länge von 638 Meter, eine Höhe von 46 Meter und eine Stärke von 34,6 Meter an der Sohle aufweist. Bis zur Krone verjüngt sich die Mauer auf 6 Meter Breite. Rund 270 000 Kubikmeter Mauerwerksmasse sind hierbei verarbeitet. Das Wasser wird bei gefüllten Becken durch einen Ueberlauf von 264 Meter abgeleitet.

Das gewaltige Staubecken der Mähnetalsperre gleicht einem gewaltigen See. Die Sperre hat die Gestalt einer ungleichschenkeligen Gabel. Die Breite des Sees beträgt rund drei Kilometer. Vier leichte Motorboote vermitteln den Verkehr und dienen zum andern den vielen Besuchern zu einer Rundfahrt über die beiden Seen. Eine solche Fahrt bietet manch reizvolles Bild, das durch den künstlichen See geschaffen ist.

Die Errichtung der Talsperre brachte unter andern auch die Verlegung einer großen Verkehrsstraße, der Provinzial-Mähnestraße in einer Länge von 10 Kilometer mit sich. Eine große Anzahl Brücken vermitteln heute den Verkehr über die verschiedenen Arme des Sees. Zur Vermittlung des Verkehrs von der einen Seite des Sees zur andern dient in der Nähe des Dorfes Dohle ein großer Viadukt. Dieser Viadukt ist mit einer Länge von 720 Meter zugleich die größte Steinbrücke Deutschlands, die Herstellungskosten dieser Brücke betragen rund 250 000 M. Von der gewaltigen Ausdehnung des Sperrbeckens bekommt man eine Vorstellung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß 8 Stunden darauf vergehen, um den Sperrsee einmal zu umgehen. Die rund um die Talsperre angelegten Wege erreichen eine Länge von 42 Kilometern. Die Mähnetalsperre ist mit einem Gesamtaufwand von 22 Millionen Mark erbaut, auf Grunderwerb fallen hiervon 8 Millionen Mark, die Sperrmauer allein kostet 7 Millionen Mark, für Straßen- und Brückenbauten sind 3 Millionen aufgewandt. Die Kosten sind zwar erheblich hoch, sie betragen bei der Mähnetalsperre für den Kubikmeter Stauinhalt aber nur 16 Pf., wohingegen der Kubikmeter sich bei den älteren Talsperren im Durchschnitt auf 38 Pf. stellt.

Zu erster Linie soll die Mähnetalsperre naturgemäß der Wasserzuführung der großen Industriestädte dienen. Den großen Anforderungen, die in dieser Beziehung die Großstädte des Rheinisch-Westfälischen Industriebezirks stellen, konnten die Grundwasserwerke nicht mehr genügen, beträgt doch der Wasserverbrauch gegenwärtig 390 000 000 Kubikmeter im Jahre. Den dritten Teil von dieser Menge soll die Mähnetalsperre demnächst allein stauen. Zurzeit zeigt die Stau 42,5 Millionen Kubikmeter. Im Laufe des Sommers wird der Stauinhalt noch 50 000 000 Kubikmeter erreichen. Für die Zukunft erwartet man eine fast zweimalige Füllung des Staubeckens, da die durchschnittliche Zuflußmenge jährlich 245 Millionen Kubikmeter betragen soll. Diese ungeheuren Wassermengen dienen natürlich auch zum Betriebe von zahlreichen Triebwerken. Außerdem aber dient die Talsperre auch zur Gewinnung von elektrischer Energie. Bei gefüllten Becken beträgt das Gefälle etwa vierzig Meter. Es wird damit gerechnet, daß man aus dieser Kraft 2100 Pferdekraft gewinnt. Diese Gewinnung von elektrischem Strom ist natürlich von großer Bedeutung. Zur Sammlung der elektrischen Energie ist ein besonderes Elektrizitätswerk errichtet, das von dem Verbandselektrizitätswerk in Bochum betrieben wird.

So werden die gewaltigen Mengen Wassers, die zum großen Teil bisher nutzlos verfließen, in Zukunft planmäßig gesammelt, ökonomisch verwandt und so im hohen Maße der Allgemeinheit nutzbar gemacht.

Kleines feuilleton.

Statistisches.

Ein Land das seine Bevölkerung ständig vermindert ist Irland. Seine Bevölkerungsbewegung zeigte im Laufe der letzten 90 Jahre folgendes Bild:

	1821	1841	1881	1901	1911
Männer	3 841 926	4 041 049	2 533 277	2 200 040	2 192 048
Frauen	3 459 901	4 156 548	2 641 559	2 258 735	2 188 171
Zusammen	6 801 827	8 196 597	5 174 836	4 458 775	4 380 219

Das Jahr 1841 weist die höchste Bevölkerungszahl auf. Seitdem hat ein dauernder Abstieg stattgefunden, so daß 1911 nicht viel mehr als halb so viel Leute in Irland lebten als in jenem Jahre. Die unglücklichen politischen und landwirtschaftlichen Zustände der „grünen Insel“, der Druck der englischen Mächthaber, der auf ihr lastet, haben diese im Leben der modernen Völker einzig dastehende Entwicklung verschuldet. Ein Unikum dürfte auch die Tatsache bilden, daß die Zahl der leerstehenden Häuser in Irland ständig wächst. Sie beträgt jetzt 881 879, d. i. 3717 mehr als vor 10 Jahren. Uebrigens beruht die Volksverminderung in Irland ausschließlich auf Abwanderung. Die Zahl der jährlichen Geburten übertrifft die der Sterbefälle immer noch um 6,2 pro 1000 Einwohner, was zwar gegenüber einem Geburtenüberschuß von 11,4 und 10,5 in England und Schottland eine langsamere Zunahme der Bevölkerung, aber doch noch eine Zunahme bedeuten würde. Die starke Auswanderung verfrachtet nicht nur diesen Ueberschuß, sondern führt auch, wie obige Zahlen beweisen, zu einer recht rapiden Entvölkerung des Landes. Die bisher gemachten staatlichen und genossenschaftlichen Versuche, einen gesunden Kleinbauernstamm von neuem zu schaffen, haben nur insofern Erfolg gehabt, als sie das Tempo der Abnahme etwas verlangsamt haben.

Meteorologisches.

Wettervorhersehung aus den Wolken. Bei der großen Bedeutung, die das Wetter in diesen Ferienmonaten für so viele besitzt, richten sich unzählige Augen prüfend und forschend nach dem Himmel, um aus dem vielgestaltigen Weben und Wogen der Wolken die bevorstehende Witterung und damit die Zukunft ihres Sommeraufenthalts abzulesen. Das ist aber bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Bildungen und Formen keine leichte Aufgabe, und deshalb bedarf man eines erfahrenen Führers, um nicht durch die trügerischen Prophezeiungen der Luftgebilde getäuscht zu werden. Als ein solcher Wegweiser erscheint ein Aufsatz über „Offenbarungen aus den Wolken“, den Dr. E. Wylus in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ veröffentlicht.

Auf vier verschiedene Arten macht sich eine allgemeine Aenderung des Wetters zum Schlechteren am Himmel bemerkbar. Wenn am blauen Himmel vom Südwesten langstreifige, hellblaue, fast weiße Schichtwolken, „Zirus“ genannt, heranziehen, von Südwestwind bewegt, so gibt es spätestens am nächsten Tage Westwind und am übernächsten Regen. Das Volk nennt deshalb diese langen Zirus Windwolken. Nichts Gutes hat es auch zu bedeuten, wenn nach einem oder mehreren schönen Tagen von Westen her eine nach oben hin verwichene weiße Wolkenwand heraufkommt, unter der sich einzelne kleine Kummelwölken finden. Die weiße Krübung küßt das Blau des Himmels immer mehr ein, während unten, nahe am Horizont, eine dunkelgraue, sich allmählich nähernde und vergrößende Stelle auftritt. In wenigen Stunden gibt es dann Regenwetter ohne starken Wind, dem später frische Stürme folgen. Kommt von Westen her gegen den unten noch herrschenden Ostwind zerfasertes Zirusgewölke heraus, erscheinen darunter graue Hausenwolken und lockere flodige Wölken, so kommt schlechtes Wetter ohne viel Wind herauf. Sind diese Erscheinungen vormittags da, dann regnet es noch an demselben Tage; treten sie aber gegen Abend auf, so ist das schlechte Wetter erst am folgenden Tage zu erwarten.

Eine allgemeine weißliche Krübung des Himmels, bei der die Sonne ihren Glanz verloren hat, läßt ebenfalls auf Regen schließen; sie geht immer mehr in ein dunkelverdeses Grau über, in dem noch dunklere, tiefer schwebende Schichtwolken erscheinen. Dann zeigt sich, vom westlichen Horizont heraufziehend, eine graue Stelle, die schon das kommende Regenwetter enthält, das meistens von Windstille begleitet ist. Schwerere Unwetter, wie Böen und Gewitter, dürften eigentlich niemanden überraschen, denn sie sind bei einiger Aufmerksamkeit leicht stundenlang vorauszusehen. Sie kommen fast immer aus westlichen Himmelsgegenenden, und zwar nähert sich unter einer weit ausgedehnten weißen Schichtwolke, die man „Zirusschirm“ nennt, ein Haufen von Wallenwolken, die einen mehr oder minder deutlichen Wulst bilden. Wie eine ungeheure „Bonnhfrisur“ überspannen die vordersten dieser Wolken hogenförmig den Raum unter der ganzen Masse. Unter dem ungeheuren dunklen Tor dieses Wulstes, den man den Namen „Wöenträger“ gegeben hat, sieht man dann beim Näherkommen des Unwetters in der weiten, dunklen Halle des Himmels ein helleres Stück. Das ist der kommende Regen. Der „Zirusschirm“ ist unterdessen hinter den tiefer liegenden Hausenwolken verschwunden, sodas das Gewitter bei großer Nähe nur aus diesen großen Hausenwolken zu bestehen scheint. Die ersten Anzeichen einer Böe sind ziemlich unheimlich: eine Wand von weißen, später grauen Hausenwolken, über der der weiße Zirusschirm schwebt. Während die Böen stets mit dem frischen Winde kommen, treten Gewitter fast immer nach Windstille auf. Die Gewitterbildung macht sich gewöhnlich durch die Entstehung eigentümlicher, hochaufliegender säulenförmiger Hausenwolken bemerkbar, die vom Volk Wettertürme oder Wetterbäume, von den Meteorologen, weil sie Hagel bringen, Hageltürme genannt werden. Die Hausenwolken eines Gewitters sind meistens höher als die einer Böe. Nicht alle Gewitter, die am Horizont auftauchen, kommen herauf.